

Der Mensch als soziales und personales Wesen

Umweltbedingungen familialer Sozialisation

Beiträge zur sozialökologischen
Sozialisationsforschung

Herausgegeben von Laszlo A. Vaskovics

29 Abbildungen, 19 Tabellen



Ferdinand Enke Verlag Stuttgart 1982

wechselseitigen Einfluß von Eltern und Kindern zu berücksichtigen, *strukturelle Effekte*, die sich nur aus dem Beziehungsgefüge der Variablen ableiten lassen, zu prüfen (Effekte höherer Ordnung) und die *hierarchische Beziehung* zwischen den Ebenen des Mehrebenenmodells in angemessener Weise in die Untersuchung einzubeziehen und zudem das *Gesamtmodell* zu testen zu versuchen.

● Bei der *Interpretation* der Ergebnisse ist es notwendig zu begründen, warum bestimmte Aspekte des Modells nicht berücksichtigt wurden. Das wird immer der Fall sein, weil es ausgeschlossen ist, die *gesamte* Umwelt zu erfassen. In vielen Fällen wird die Begründung erforderlich sein, warum „Entwicklung“ von Persönlichkeitsstrukturen mit Querschnittsdaten geprüft wird.

Auch wenn gegenwärtig kaum Studien vorliegen, auch nicht sogenannte sozialökologische, die diese Kriterien vollständig erfüllen, bleibt zu hoffen, daß dieser „neue“ Weg zumindest dazu führt, den Einfluß sozialer Strukturen auf die individuelle Entwicklung genauer zu prüfen als in der schichtspezifischen Sozialisationsforschung.

Probleme empirischer Studien zum Zusammenhang von Arbeitswelt und familialer Sozialisation*

Ernst-Hartmut Hoff

1 Vorbemerkungen

Zum Einfluß der Arbeitswelt auf die familiäre Sozialisation gab es im deutschen Raum lange Zeit keine empirischen Untersuchungen. Dieser Zusammenhang wurde zwar als zentraler Gegenstand der Sozialisationsforschung angesehen, aber man zitierte dazu nur angelsächsische Studien. Nachdem dann die Kritik an diesem „Zitier-Kartell“ sowie an den Originalarbeiten eingesetzt hatte (*Bertram* 1976; *Abrahams* und *Sommerkorn* 1976), sind in jüngster Zeit einige deutsche Untersuchungen in rascher Folge erschienen: die von *Grüneisen* und *Hoff* (1977), *Bertram* (1978), *Steinkamp* und *Stief* (1978) und schließlich die von *Wegner* (1979). Außerdem liegen zwei (von der Stichprobengröße her) kleinere, eine unveröffentlichte von *Beuse* und *Körner* (1973) und der Zwischenbericht einer Untersuchung von *Beicht* u. a. (1976) sowie eine thematisch etwas anders akzentuierte Studie, die zum „Einfluß der Arbeitswelt auf die elterliche Schulpflicht“ von *Fröhlich* (1978) vor.

Einige wesentliche Gemeinsamkeiten dieser Studien sollen in Abgrenzung gegenüber anderen Forschungsrichtungen zu Beginn nur ganz knapp angerissen werden. Unter diesem Aspekt wurden bereits alle Studien (mit Ausnahme der von *Wegner*) in einem ersten Sammelreferat von *Steinkamp* (1979; vgl. auch *Steinkamp* und *Stief* 1979) behandelt. Deswegen möchte ich nicht noch einmal über alle Arbeiten relativ gleichgewichtig informieren. Wenn stattdessen auf die eigene Untersuchung (*Grüneisen* und *Hoff* 1977; *Hoff* und *Grüneisen* 1978) etwas gründlicher eingegangen wird, und wenn alle anderen Arbeiten (mit Ausnahme der von *Fröhlich*) nicht für sich und in aller Breite vorgestellt, sondern nur unter spezifischen Aspekten diskutiert und auf die eigene Studie bezogen werden, so hat das folgenden Grund: Auf diese Weise läßt sich exemplarisch ein Problem her-

* Die vorliegenden Überlegungen sind als exemplarische Kritik an einer einzelnen Studie in äußerst verkürzter Form in der Zeitschrift für Pädagogik (1980, Heft 1) erschienen.

Bei der Überarbeitung des ersten Entwurfs haben mit Anregungen von *Wolfgang Lempert* und *Peter Roeder* sehr geholfen.

ausarbeiten, das bislang kaum beachtet wurde. Das Problem läßt sich in doppelter Weise charakterisieren: einmal als Bruch zwischen der Ebene theoretischer Grundannahmen und der Operationalisierungsebene empirischer Forschung; dann als Widerspruch zwischen konträren Paradigmen, nämlich zwischen einem bei allen Autoren expliziten dynamisch-interaktionistischen, in dem sich die soziologische Erklärung interindividueller Differenzen mit der Annahme intrapsychischer Plastizität verbindet, und einem demgegenüber statisch-personalistischen, wobei dessen Annahme einer Unveränderbarkeit oder zumindest einer sehr starken Konstanz von Persönlichkeit z.T. implizit bleibt, bzw. nur aus einem Teil der verwendeten Instrumentarien erschließbar wird. Wenngleich sich schließlich ein weiteres Paradigma, ein mechanistisch-deterministisches im Sinne behavioristischer Tradition in der durchgängig gleichen Festlegung von unabhängigem und abhängigem Variablenbereich ausmachen läßt, soll besonders der zuvor genannte Widerspruch verdeutlicht werden.

2 Gemeinsamkeiten aller Studien

Abgrenzungskriterium aller eingangs genannten Arbeiten gegenüber Studien zur schichtspezifischen Sozialisation, dann gegenüber rein entwicklungspsychologischen Untersuchungen etwa im Sinne kognitivistischer Ansätze oder schließlich gegenüber der Erziehungsstilforschung ist, daß sich in Anlehnung besonders an *Kohn* (1969) ein Hauptvariablenbereich auf (elterliche) Arbeitsplatzmerkmale bezieht. Arbeit ist zentrale Kategorie, und auf einer makrotheoretischen Ebene wird soziale Ungleichheit in engem Zusammenhang mit der Entwicklung des Produktionsprozesses begriffen. Das Interesse gilt nun aber nicht so sehr dem Niederschlag gesamtgesellschaftlich, sozialstruktureller Strukturen in konkreten Einzelarbeitsplätzen, sondern – diesen Zusammenhang vorausgesetzt – in erster Linie der Transmission zwischen konkreten, unterschiedlichen Arbeitsbedingungen und differentiellen Sozialisationsprozessen in der Familie. Als wichtigstes Bindeglied werden dabei zunächst die Arbeitserfahrungen, d.h. die subjektive Rezeption und Verarbeitung der objektiven Bedingungen, angesehen. In Abgrenzung nunmehr stärker gegenüber industriesoziologischen oder solchen arbeitspsychologischen Untersuchungen, in denen die Analyse objektiver Tätigkeitsabläufe dominiert, versucht man, Arbeitserfahrungen möglichst multidimensional zu erfassen¹. Ein erstes wesentliches Ergebnis ist dann auch die Bestätigung eines vieldimensionalen Erfahrungsbereiches.

In weiteren Schritten werden dann nicht nur diese Arbeitserfahrungen mit (elterlichen) Persönlichkeitsmerkmalen oder Einstellun-

gen verknüpft, sondern außerdem vermittelt darüber oder direkt die Arbeitserfahrungen mit Merkmalen familialer Interaktion sowie schließlich z.T. mit intrapsychischen der Kinder. Dabei läßt sich allerdings kaum noch eine derartige Ähnlichkeit der Dimensionierung wie im ersten, auf Arbeit bezogenen Hauptvariablenbereich feststellen. Trotz solcher Unterschiede in der Wahl der Einzelmerkmale im interpersonellen und intrapsychischen Bereich, die bedeutsamer sind als die in der Stichprobenwahl, kann jedoch als gemeinsames und wohl wichtigstes Ergebnis genannt werden, daß sich zwischen den Hauptvariablenbereichen Zusammenhänge nachweisen lassen. Damit wird die These vom Einfluß elterlicher Arbeit auf den familialen Sozialisationsprozeß erhärtet. Weiter ist ebenfalls trotz unterschiedlicher Dimensionierung und entsprechender Operationalisierung auffallend, daß die Art der Zusammenhänge dennoch im wesentlichen gleichsinnig ist. Zumindest grob kann davon gesprochen werden, daß die Erfahrung geringer Restriktivität am elterlichen Arbeitsplatz mit stärkerer Autonomie bei Eltern und Kindern sowie in ihren Interaktionen (bzw. die Erfahrung starker Restriktivität mit eingeschränkter Autonomie) einhergeht. Das gilt wiederum stärker für Väter als für Mütter. Die bemerkenswerte Übereinstimmung in diesem Ergebnis läßt sich nicht nur innerhalb der jüngsten deutschsprachigen, sondern auch zwischen diesen und den bekannten Studien *Kohn's* sowie denen aus verschiedenen anderen Ländern (vgl. das neue Vorwort *Kohn's* zur geplanten Neuauflage von „Class and Conformity“ 1977) konstatieren. Ähnliche Tendenzen zeigen überdies Untersuchungsergebnisse zum Zusammenhang zwischen Arbeitssituation und Persönlichkeitsaspekten Erwachsener (*Lempert* 1977).

Ebenso bemerkenswert ist jedoch zugleich die Übereinstimmung in der geringen Höhe der Korrelationen, und kein Autor versäumt, darauf hinzuweisen, daß bei der Vielzahl intervenierender Variablen und der Komplexität der langen Transmissionskette von gesamtstrukturell determinierten objektiven Arbeitsbedingungen bis hin zu intrapsychischen Strukturen des Kindes kaum etwas anderes zu erwarten sei. Dieser sicherlich richtigen Begründung soll hier nun nicht noch einmal nachgegangen werden. Vielmehr eröffnet sich mit der folgenden Diskussion des eingangs genannten Problems ein anders akzentuierter Begründungsaspekt für die eher bescheidenen, bisherigen Forschungsergebnisse. Dabei lassen sich die Ergebnisse zugleich stärker als in den zwar kritischen, aber mehr formal und methodisch orientierten Analysen zur Vielschichtigkeit der Vermittlungsprozesse zwischen Arbeitssituation und Persönlichkeitsentwicklung an theoretische und metatheoretische Erwägungen rückbinden.

3 Konzeptuelle Probleme auf der Ebene ‚Familie‘

In der eigenen Arbeit wurden weder Persönlichkeitseigenschaften noch Erziehungsstile von Eltern in ihrer üblichen statischen Fassung als Hautverbindungsstück zwischen Arbeitserfahrungen und dem familialen Sozialisationsprozeß angenommen und dementsprechend auch nicht erhoben. In der direkten Verknüpfung dieser beiden Komplexe unterscheidet sie sich gemeinsam mit der von *Beicht* u. a. von allen anderen. Dabei handelte es sich nun aber nicht um ein von den Autoren selbst unreflektiertes Umgehen von Problemen der Komplexität und Vielschichtigkeit der genannten Transmissionskette. Denn ansatzweise wurde bereits dort – und deswegen eignet sich diese Studie als Ausgangspunkt – das hier zu erörternde Problem als Grund genannt: Ein Attitüdenkonzept, so wie es der Erziehungsforschung zugrunde liegt, ist kaum mit einem interaktionistischen Rahmen vereinbar.

Ein solcher Rahmen kann für alle Untersuchungen zunächst *im weitesten Sinne als interaktionistisch* bezeichnet werden, weil es allen Autoren um Sozialisation zum handelnden Subjekt geht. Z. B. wird bereits erstmalig bei *Beuse* und *Körner* und zuletzt im Überblick bei *Steinkamp* mit Rekurs auf das bekannte *Marx-Zitat* von der Veränderung der Natur durch den Menschen, die zugleich Veränderung der eigenen Natur bedeute, folgendes deutlich: menschliches Verhalten und Handeln wird weder überwiegend auf innere, unveränderbare Eigenschaften noch auf externe, unveränderbare Bedingungen zurückgeführt. Anstelle einer gleichermaßen einseitigen Determination wird ein dialektisches Verhältnis, die ständige Interaktion zwischen „Innerem“ und „Äußerem“ behauptet. Damit werden zugleich beide Seiten als in sich dynamische begriffen². Beim Versuch einer globalen Formulierung der interaktionistischen Grundannahme könnte man auch mit *Lewin* davon sprechen, daß Individuum und Umwelt nicht jeweils für sich konzipierbar und analysierbar erscheinen, sondern die Person einerseits ständig von Umwelt bestimmt wird, daß Umwelt aber stets zugleich eine subjektive, situativ wahrgenommene sowie interpretierte ist, und daß Personen ihrerseits Umwelt nicht nur reaktiv stabilisieren, sondern auch aktiv handelnd modifizieren.

Präziser läßt sich dieser Rahmen mit einer Begrifflichkeit füllen, die z. T. auf *Mead* zurückgeht und innerhalb der rollentheoretischen Tradition des *symbolischen Interaktionismus* entwickelt wurde. Vermutlich deswegen, weil sich der symbolische Interaktionismus auf die Auseinandersetzung der Person mit sozialer, kaum aber auf die mit gegenständlicher Umwelt bezieht, und weil Arbeit keine zentrale Kategorie ist, wird dieser Rahmen besonders für die zweite Hauptun-

tersuchungsebene Familie in Anspruch genommen. Ein derart spezifizierter Rahmen wurde bei *Steinkamp* und *Stief* (1978, 83) ausdrücklich als „heuristischer Bezugsrahmen“ definiert. Bei *Wegner* (1978, 92ff.) war darüber hinaus wie in unserer eigenen Studie (1979, 57ff.) beabsichtigt, daraus auch Konsequenzen für die Operationalisierung zu ziehen: Wenn nämlich – so zunächst unser Hauptgedanke – differentielle intrapsychische Strukturen als Folge und Voraussetzung differentieller Interaktionsprozesse des Verhaltens und Handelns begriffen werden, so können sie schwerlich unabhängig oder zumindest sehr abgehoben von den Interaktionskontexten operationalisiert und erfaßt werden. Wenn weiter in den zentralen Kategorien von Identitäts- oder Persönlichkeitsstrategien die Bandbreite der Interaktionen von reaktivem Verhalten bis zu autonomem Handeln mit dem unterschiedlichen Ausmaß an Interpretationsbedürftigkeit, der Vielfalt oder gar Widersprüchlichkeit von Kontexten, Situationen, Rollen oder Normen verknüpft wird, so kann gerade diese Vielfalt nicht von vornherein allzu stark reduziert werden.

Von daher richtete sich unsere Kritik vor allem gegen solche früheren Arbeiten, in denen zwei der unterscheidbaren Komponenten des *Einstellungskonzeptes*, nämlich Meinungen und Werthaltungen (hier bezogen auf den Erziehungsbereich) Untersuchungsgegenstand waren (S. 39ff.). Aber auch die Erfassung der dritten Komponente, der von Handlungsintentionen mit Hilfe der üblichen Erziehungstilskalen, erschien uns noch als allzu abgehoben von den situativen Kontexten sowie als allzu strikte Reduktion der eigentlich komplexeren Erziehungsrealität. Attitüden – in diesem Fall Dimensionen des Erziehungsstils – werden als individuell latente, weitgehend invariante Strukturen aufgefaßt, die als psychische Vorläufer Verhalten bestimmen. Und derart als zeitlich konsistent begriffen, gewinnen sie dann vor allem Erklärungsfunktion für die Konsistenz von Verhaltensweisen auf der Ebene des beobachtbaren Verhaltens. Diese Kausalitäts- und Konsistenzannahme, die den meisten Studien zum Erziehungsstil bzw. den dort verwendeten Instrumentarien zugrunde liegt³, ist ebenso zentral für die Beschreibung von Persönlichkeiten durch *Eigenschaften (Traits)* wie z. B. Angst, Neurotizismus, Extraversion usw.

In diesem Zusammenhang soll möglichen Mißverständnissen vorgebeugt werden, die sich einstellen könnten, wenn im folgenden (vor allem im Abschnitt 6) die Annahme der Stabilität oder Konsistenz von Person-Merkmalen kritisiert wird: Begriffe wie „Persönlichkeit“ oder – noch deutlicher – „Identität“ implizieren natürlich die Annahme einer langfristigen Kontinuität. Eine Person ändert sich und bleibt gleichwohl dieselbe. Kontinuität könnte nun aber gerade auf das Ausmaß von Veränderbarkeit, von intrapsychischer Plastizität bezogen werden. In interaktionistischer Perspektive wäre dann Kon-

tinuität nicht mehr begrifflich synonym mit *Stabilität offenen Verhaltens* in verschiedenen Situationen, sondern Kontinuität bezieht sich vor allem auf die *Konsistenz von Handeln* und ließe sich auf der beobachtbaren Ebene u. U. geradezu aus Instabilität erschließen. Kritisiert wird also an der statischen Fassung von Persönlichkeit bzw. an den üblichen Instrumentarien, daß mit der einseitigen Betonung der Stabilität von Verhalten die Erfassung äußerlich u. U. instabilen, gleichwohl in seiner Situationsadäquanz konsistenten Handelns verhindert wird: Für Personen etwa mit hohem Angstwert, stark lenkender oder emotional kalter Erziehungseinstellung mag zutreffen, daß ihr Verhalten konsistent, ja rigide ist. Denn sie berücksichtigen kaum die unterschiedlichen situativen Kontexte. Andere Personen, deren testdiagnostische Werte vermutlich mehr im Normalbereich liegen, sind dagegen in der Lage, von Situation zu Situation flexibel zu handeln.

Ohne hier ausführlich erörtern zu können, welche Probleme damit auf meßtheoretischer Ebene hinsichtlich herkömmlicher Definitionen von Testgütekriterien aufgeworfen werden, lassen diese Überlegungen doch erhebliche Zweifel an der Validität bisheriger Befunde (nicht nur der Erziehungstilforschung) aufkommen – zumindest bezogen auf Teilpopulationen, deren Größe kaum abschätzbar ist. Konkreter gesprochen: Es stellt sich die Frage, ob nicht durch das allzu grobmaschige Netz von Fragebögen zum Erziehungsstil ebenso wie durch das der meisten sozialwissenschaftlichen Instrumente all diejenigen Personen hindurchfallen, die bei jeder der mehr oder minder, jedoch letztlich durchgängig von spezifischen Alltagskontexten losgelösten Fragen vernünftigerweise einwenden würden: „Das kommt auf die Situation an“ oder: „Diese Frage ist in dieser Form für mich nicht beantwortbar; angesichts bestimmter Umstände würde ich mich für die eine, angesichts anderer Gegebenheiten für eine andere Antwortalternative entscheiden“.

4 Erziehungseinstellungen und Erziehungshandeln

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen sahen wir den Sinn von Explorationen und einer Pilot-Studie wie der unsrigen also nicht darin, bereits durch unsere wissenschaftlichen Vorurteile, Kategorien, Fragen und Antwortalternativen die Wahrnehmung und Interpretation der Erziehungsrealität von Eltern aller zu stark vorzustrukturieren, u. U. zu selektieren, zu reduzieren oder gar zu verzerren. Einerseits sollte das Erziehungsgeschehen valide, d. h. in seiner Konkretheit und Komplexität erfaßt werden. Im Gegensatz zu mehr idiographisch orientierten Studien war dann aber andererseits auch beabsichtigt,

die für viele Familien typischen Merkmale in diesem Bereich zu eruieren (und diese mit denen des Arbeitsbereichs zu verknüpfen). Deshalb fragten wir Eltern⁴ nach Situationen des Konfliktes sowie des Einverständnisses zwischen ihnen und dem Kind. Wir gaben jedoch nicht bereits in projektiven Situationen (wie z. B. *Steinkamp* und *Stief* 1978, 145ff.) den Kontext von uns aus vor, sondern ließen ihn und dann das darin eingebettete und davon mitbestimmte elterliche und kindliche Verhalten bzw. Handeln durch die Eltern selbst schildern (1978, 78ff.). Es zeigte sich, daß Situationen (besonders die konflikthaltigen) im Alltagsverständnis von Eltern „natürliche Einheiten“ (vgl. dazu auch *Barker* 1963) sind, die sich raumzeitlich und inhaltlich voneinander abgrenzen lassen. Deswegen konnten wir ex post relativ leicht und eindeutig eine Kategorisierung nach den eher objektiven, d. h. räumlichen, zeitlichen sowie inhaltlichen (gegenständlichen und sozialen) Situations- bzw. Kontextmerkmalen vornehmen.

Mit nunmehr stärkerem Bezug auf die subjektiven, internen Potentiale, die ebenfalls Verhalten und Handeln bestimmen oder besser: die darüber mit den objektiven Konstellationen interagieren, erschien es weiter sinnvoll, die tatsächlich situativ verhaltensrelevanten bzw. handlungsleitenden Erziehungswerte zu erfassen. Auch wenn diese Orientierungen in Form von Wünschen oder Forderungen an das Kind oder als Begründung eigenen Handelns bereits meistens explizit in den Situationsschilderungen enthalten waren, fragten wir alle Eltern noch einmal mit ausdrücklichem Hinweis auf den jeweils von ihnen selbst geschilderten Kontext danach. Außerdem wurde bei einer Teilpopulation unabhängig von diesen Situationen, nämlich abstrakt und ähnlich wie in der deutschsprachigen Forschungstradition seit *Heckhausen* und *Kemmler* (1957) nach Erziehungszielen bzw. der Wichtigkeit von Wertorientierungen gefragt. Das ermöglichte uns nicht nur Aussagen im Anschluß an *Bronfenbrenner's* (1965) berühmte These vom Wandel der Kindererziehung, sondern zugleich auch solche zum Verhältnis von allgemeinen Erziehungseinstellungen und der Erziehungswirklichkeit. Unser Ergebnis dazu und dann die bemerkenswerte Übereinstimmung bei *Steinkamp* und *Stief* (vgl. 1978, 143ff., 176ff.) soll hier noch einmal besonders herausgestellt werden. Denn soeben sind wieder Befragungsergebnisse erschienen (*Ehlers* u. a. 1979), bei denen sich der scheinbar bestätigte enge Zusammenhang zwischen (Mütter-)Ansichten zur Erziehung und der Erziehungswirklichkeit aus der hier entwickelten Perspektive eher als Artefakt aufgrund der problematischen Erfassung dieser „Wirklichkeit“ ausnimmt. Was die allgemeine Ebene von Ansichten, Einstellungen, Werten oder Zielen anbelangt, so finden sich zwar auch bei uns ähnlich wie z. B. zuletzt bei *Ehlers* u. a. und im Gegensatz zu den

20 Jahre zurückliegenden Befragungen Resultate, die verzögert für den deutschen Raum die Interpretation *Bronfenbrenner's* zu bestätigen scheinen. Die Erziehungsrealität von Eltern gibt dann jedoch eher zu Skepsis Anlaß: Zwar werden heute im Gegensatz zu früher global Selbständigkeit und Selbstbewußtsein unter den wichtigsten Erziehungswerten genannt. Zugleich aber beherrschen gerade Konformitätsanforderungen an die Kinder den Erziehungsalltag.

Diese Diskrepanz zwischen Sagen und Tun, zwischen der Bekundung autonomiefördernder Ziele und demgegenüber ausgeprägt machtorientierten Praktiken zeigt sich auch bei *Steinkamp* und *Stief*. Während bei uns nicht die Kinder mit in die Untersuchung einbezogen werden konnten – und hier liegt sicherlich unser wichtigstes Defizit auch gegenüber den Studien von *Bertram* oder *Wegner* – konnten *Steinkamp* und *Stief* diesen Befund noch zusätzlich differenzieren, weil sie die Perzeption elterlicher Ziele und Praktiken durch die Kinder erfaßten. Einmal stimmen die von Eltern selbst berichteten nicht mit den Zielen überein, die ihnen von den Kindern zugeschrieben werden. Weiter interpretieren Eltern und Kinder das elterliche Handeln von Situation zu Situation unterschiedlich. Diese mangelnde Übereinstimmung zwischen Eltern und Kindern könnte man entgegen den Vermutungen der Autoren (1978, 173) doch auf „methodisch grundsätzliche Probleme“ zurückführen: nämlich auf die aus unserer Perspektive nicht ganz adäquate Erfassung der Handlungsebene anhand der Vorgabe projektiver Situationen durch die Untersucher. Zwar sind hier konkrete Konflikte angesprochen, aber es bleibt unklar, inwieweit tatsächlich relevante Kontexte im Erziehungsalltag der meisten Familien angemessen repräsentiert sind.

Auch ein analoges Hauptergebnis von *Wegner* (1979, 154f.) – die starke Diskrepanz zwischen dem von Eltern selbst und dem durch ihre Kinder perzipierten Erziehungsstil – läßt sich auf die mangelnde Beachtung erziehungsrelevanter Kontexte zurückführen. Während *Steinkamp* und *Stief* nicht nur auf der allgemeinen Ebene von Einstellungen und Zielen sorgfältige Vergleiche durchführten, sondern auch den Eltern wie den Kindern dieselben Konfliktsituationen vorlegten, formulierte *Wegner* für die Eltern im einzelnen z.T. andere Fragen als für die Kinder⁵. Trotz ähnlicher Dimensionierung wäre zu überprüfen, ob sich die (allgemein gehaltenen) Items der Eltern auf die gleichen Kontexte wie die (konkreter auf eigene Eltern bezogenen) der Kinder richten. Problematisch erscheint beispielsweise, daß Fragen zur Sexualität, die an Eltern immerhin gerichtet werden, bei den 12- bis 13-jährigen Jugendlichen⁶ gar nicht auftauchen, obwohl damit vermutlich ein bereits für diese Altersstufe zentraler Situationskomplex tangiert wird.

Um nun auf die Einstellungs-Handlungs-Diskrepanz sowie die feh-

lende Verhaltenskonsistenz bei Eltern und ihre Interpretation bei *Steinkamp* und *Stief* (1978, 177) zurückzukommen: Die Autoren folgern daraus, daß keine durchgängigen elterlichen Konfliktlösungsstrategien anzutreffen seien, daß „die aufgezeigten Inkonsistenzen und Widersprüche als zwangsläufiges Spiegelbild einer inkonsistenten und in sich widersprüchlichen Erziehungswirklichkeit“ erscheinen, und daß schließlich negative Folgen für kindliche Persönlichkeitsentwicklung (besonders der moralischen und sozialen) zu vermuten seien. Abgesehen davon, daß nach sozialpsychologischen Befunden in anderen Bereichen das Ergebnis mangelnder Prädiktorqualität von Attitüden für Verhalten auch in der Erziehung kaum überrascht, kann dieser Interpretation nicht, bzw. zumindest nicht ohne zusätzliche Bemerkungen, zugestimmt werden. Nach den bisherigen Überlegungen, denen zufolge Verhaltensinstabilität auch für bestimmte Populationen u. U. als Handlungskonsistenz interpretierbar wäre, bieten sich folgende für verschiedene Eltern differentielle Interpretationsvorschläge an (vgl. *Hoff* und *Grüneisen* 1978, 80ff.): Für eine Mehrzahl mag das Auseinanderklaffen von Sagen und Tun tatsächlich Ausdruck fehlender Handlungsstrategie sein; von einer – ihnen aber selbst kaum bewußten – „Strategie“ könnte jedoch dann gesprochen werden, wenn sich diese Eltern durchgängig stärker reaktiv entweder entsprechend den externen, situativen Stimuli oder entsprechend den internen, momentanen Bedürfnissen verhalten. Für eine vermutlich kleine Gruppe ist aber auch denkbar, daß in dieser Diskrepanz die bewußte Ablehnung der rigiden, situationsinadäquaten Anwendung von Werten und Normen zum Tragen kommt. Auf Grund des Vergleichs beider Ebenen (der von Attitüden/Werten und der von Verhalten/Handeln) global über alle Personen hinweg (und nicht pro Person) kann schließlich nicht ermittelt werden, ob nicht doch bei einem weiteren Teil der Eltern Übereinstimmung existiert, eventuell sogar als Ausdruck unreflektierter, inadäquater Anwendung allgemeiner Normen. Mit diesem letzten unserer differentiellen Interpretationsvorschläge ist zugleich deren forschungsmethodische Konsequenz angerissen worden: Es erscheint sinnvoll, künftig einen Kennwert für das Verhältnis von Indikatoren auf beiden Ebenen pro Person zu ermitteln. Damit ist trotz unserer anfänglichen Einwände wieder ein Grund gegeben, auch künftig allgemein geäußerte Ansichten oder Attitüden der Eltern zu erfassen.

5 Arbeitserfahrungen und das Erziehungsgeschehen

Nach den Ausgangsüberlegungen (3.) und den Ergebnissen zur Einstellungs-Handlungs-Diskrepanz (4.) erscheint es erforderlich, nun

auch die Hauptergebnisse zur Verknüpfung der Ebenen Arbeit und Familie differenziert danach zu analysieren, ob die Zusammenhänge zwischen dem Arbeitsbereich und kontextgebundenen Erziehungsmerkmalen stärker sind als solche zwischen Arbeit und kontextunabhängigen Merkmalen des Erziehungsgeschehens.

Zuvor sei nur kurz auf die Dimensionierung und Erfassung der Arbeitsmerkmale in der eigenen Studie⁷ verwiesen: Im Gegensatz zu dem vorläufigen Verzicht auf vorhandene Instrumente im Erziehungsbereich erschien es uns sinnvoll, bei der Erfassung von Arbeitsmerkmalen auf den bereits vorliegenden Fragebogen von *Beuse* und *Körner* zurückzugreifen und ihn zu modifizieren. Der Arbeitsplatz von Eltern ließ sich in der subjektiven Erfahrung sehr differenziert auf unabhängigen Dimensionen beschreiben⁸. Es war dann möglich, die einzelnen auf Arbeit bezogenen Erfahrungsdimensionen auf einer übergeordneten Restriktivitätsdimension zu kombinieren, bzw. drei Gruppen von Eltern nach dem Ausmaß erfahrener Restriktivität deutlich zu unterscheiden.

Die Gruppen von Eltern, die sich im Ausmaß erfahrener Restriktivität am Arbeitsplatz unterscheiden, schildern von sich aus übereinstimmend immer wiederkehrende, objektive Kontexte verschiedenartiger Erziehungssituationen, z. B. solche, die sich auf Spiele Gleichaltriger, draußen oder im Kinderzimmer, auf Schulaufgaben oder auf Fernsehen beziehen. Sie unterscheiden sich aber fast durchgängig in der subjektiven Bedeutung, die sie diesen Situationen beimessen, in ihren Absichten, Forderungen und Wünschen dem Kind gegenüber. Von daher kann nicht nur ihr Handeln als unterschiedlich bezeichnet werden, sondern es erscheint auch höchst plausibel, daß ihr u. U. von außenstehenden Beobachtern als gleich oder ähnlich beurteiltes Verhalten in offensichtlich ähnlichen Kontexten von den Kindern dennoch entsprechend unterschiedlich interpretiert wird. Mehr Väter mit hoher als solche mit geringer Restriktivitätserfahrung am Arbeitsplatz legen in Konflikten Wert auf Gehorsam. Auch bei den anderen Konformitätsanforderungen (Ruhe und Ordnung) ist dieser Trend deutlich. Eine Gruppe mit „mittlerer“ Restriktivitätserfahrung, die wir zuvor durch die fehlende Notwendigkeit intellektueller Fähigkeiten im Umgang mit Menschen und durch mangelnde Kommunikationsmöglichkeiten am Arbeitsplatz charakterisieren konnten, nennt mehr Konflikte, in denen es um soziale Werte geht; sie nennt am seltensten Ruhe und bei weitem am häufigsten Sauberkeit. Dort, wo also „internale“ Vorgänge im Umgang mit Menschen am Arbeitsplatz kaum eine Rolle spielen, wird im familiären Kontext die äußerlich sichtbare Tugend bei Kindern am häufigsten gefordert. Insgesamt gilt, daß hohe Arbeitsrestriktivität mit Konformitätsanforderungen einhergeht. Väter mit geringer Restriktivitätserfahrung nennen diese

„externalen“ Werte seltener; ihnen kommt es stärker auf „internales“ Selbstbewußtsein ihrer Kinder an, eine Fähigkeit, die stärker etwa als (körperlich verstandene) Durchsetzungsfähigkeit Affinität zur „Ich-Stärke“ aufweist. Bei den Müttern sind z. T. andersartige aber weniger prägnante Zusammenhänge nachweisbar.

Abgesehen von Geschlechtsunterschieden und Hinweisen darauf, daß die Arbeitserfahrungen einen von der Schulbildung der Eltern deutlich als eigenständig abgrenzbaren Bedingungskomplex darstellen⁹, ist nun aber auffallend, daß die Unterschiede auf der kontext-abgehobenen Einstellungsebene¹⁰ bei uns längst nicht derart ausgeprägt sind wie die auf der Handlungsebene.

In der gründlichen Arbeit von *Steinkamp* und *Stief* zeigt sich ein eher entgegengesetzter Trend. Der Einfluß von Arbeitserfahrungen auf Erziehungspraktiken (1978, 237ff.) ist gering. Bei aller gebotenen Vorsicht (denn wir können wegen bei uns fehlender¹¹, dort sorgfältig im einzelnen ermittelter Varianzanteile keine Vergleiche durchführen) erscheint dennoch durch unsere demgegenüber stärkeren Befunde der zuvor genannte Einwand erhärtet zu sein: Im Vergleich gerade zu den vielfältigen Arbeitserfahrungen spiegelt sich in den Reaktionen auf die geringe Bandbreite der vorgelegten (8) Situationen nicht unbedingt tatsächliche Erziehungsrealität wider. Demgegenüber ist für die Ebene von Erziehungszielmustern der aufgeklärte Varianzanteil sozialstruktureller Faktoren insgesamt (37%) relativ hoch. Geht man dann den Arbeitserfahrungen nach, so erweisen sich diese zwar als eigenständiger Einflußfaktor, ihr Einfluß erscheint aber – absolut gesehen – recht gering (11% bis 21%, S. 215).

6 Konzeptuelle Probleme bei der Verknüpfung der Ebenen Arbeit' und 'Familie'

Ohne analoge Ergebnisse bei *Beuse* und *Körner*, *Bertram* oder *Wegner* eigens anzuführen, komme ich auf das Problem, so wie es eingangs formuliert worden war, zurück. Es läßt sich nun nicht mehr hinreichend und vor allem allein bezogen auf die familiäre Ebene durch den Widerspruch zwischen einem Attitüdenkonzept und einem interaktionistischen Handlungskonzept (im engeren rollentheoretischen Sinne) charakterisieren. Um mit diesem Problem den zwar durchgängigen aber bescheidenen Zusammenhang zwischen dem Arbeitsbereich und dem der familialen Sozialisation zu erklären, muß noch etwas weiter ausgeholt werden: Bei *Beuse* und *Körner*, *Steinkamp* und *Stief*, *Wegner* und *Bertram* fungieren Person-Merkmale (bei den ersten Autoren Attitüden, besonders zur Erziehung, bei *Bertram* außerdem Persönlichkeitseigenschaften im üblichen, traitspsychologi-

schen Sinne) als Hauptbindeglied in der Transmissionskette bzw. zwischen den Hauptuntersuchungsebenen. Auf der zweiten Ebene (Familie), die hier bislang im Vordergrund stand, werden sie als wesentliche *Determinanten* für die Eltern-Kind-Interaktion und vermittelt darüber für die kindliche Persönlichkeitsentwicklung angesehen. Auf der ersten Ebene, die nun wieder in das Zentrum der Betrachtung rückt, werden die Person-Merkmale dagegen als *Determinierte* begriffen. Hier beeinflussen die aktuellen objektiven Arbeitsbedingungen (neben und vor anderen sozialstrukturellen Faktoren) vermittelt über die Arbeitserfahrungen die Persönlichkeit.

Würde sich nun eine Untersuchung *nur auf die zweite Ebene* erstrecken, so könnten unterschiedliche Annahmen zur Persönlichkeit noch durchaus kompatibel erscheinen, weil sie sich auf unterschiedliche Altersstufen beziehen: Man kann nämlich einmal überzeugt sein von der ganz außerordentlichen Plastizität der kindlichen Persönlichkeit – eine plausible, ja triviale, gleichwohl grundlegende Annahme, die immer wieder als Grund für die Dominanz von Studien zur kindlichen Sozialisation und mit Hinweis auf die (durchweg in ihrer biographischen Reichweite beschränkten) entwicklungspsychologischen Theorien genannt wird. Andererseits könnte man zugleich davon ausgehen, daß die Erwachsenenpersönlichkeit quasi abgeschlossen, verfestigt, stabil und nicht mehr (zumindest nach der Adoleszenz) wesentlich modifizierbar ist. Eine daraus folgende, eher einseitige Beeinflussung der kindlichen durch die elterliche Persönlichkeit wird bereits dann in Frage gestellt, wenn man die zuvor nur für Eltern formulierte Vorstellung von aktiv handelnder Umweltmodifikation auch auf Kinder bezieht¹².

Anstatt nun daraufhin entwicklungspsychologische Theorien zu untersuchen¹³, kommt es mir hier auf den Widerspruch an, der sich ergibt, wenn man in derselben Studie die erste Untersuchungsebene mit einbezieht. Vorstellbar wäre zwar, daß hier Entsprechungen zwischen Arbeitsplatz- und stabilen Persönlichkeitsmerkmalen auf Selektionsprozessen beruhen. Die Stabilitätsannahme¹⁴ ist aber nicht mehr zu vereinbaren mit der Behauptung, daß auf dieser Ebene Persönlichkeit durch aktuelle objektive Faktoren am Arbeitsplatz beeinflußt und damit (nach der Adoleszenz) mit dem Eintritt in die Erwerbstätigkeit noch beträchtlich modifizierbar ist.

Die an das Alter gebundene Stabilitätsannahme, bzw. besser: die Zunahme in der Stabilität von Stilen oder Personmerkmalen könnte man allerdings auch ausschließlich *auf der ersten Ebene* begründen Gerade mit fortgeschrittenem Alter – z.B. ist in der Untersuchung von *Wegner* das Durchschnittsalter der Eltern mit 40 bis 42 Jahren relativ hoch – könnte man nämlich einen sehr langfristigen Einfluß beruflicher Erfahrungen vermuten. Die zunehmende Verfestigung

und dann die Beständigkeit von Persönlichkeitsmerkmalen und Erziehungsstilen wäre weniger von den aktuellen Bedingungen, sondern vom Verlauf der fast zwanzigjährigen beruflichen Biographie her verständlich. Man müßte dann jedoch Personen auswählen, bei denen die objektive Konstanz der aktuellen Bedingungen nachweisbar ist. Da eine mit zunehmendem Alter steigende Arbeitszufriedenheit häufig und für bestimmte Personen als „resignative“ oder „Pseudo“-Zufriedenheit interpretiert wird, wäre weiter die Erfassung der objektiven Arbeitsbedingungen besonders wichtig. Fremdbeobachtungen des Arbeitsplatzes oder Tätigkeitsanalysen fehlen bislang in den hier genannten Studien völlig. Erst auf dieser Folie könnte man Verzerrungen in der subjektiven Rezeption und Verarbeitung, in den Arbeitserfahrungen feststellen.

Diese Überlegungen kollidieren jedoch wiederum mit solchen zur zweiten Untersuchungsebene, die ebenfalls an das Alter gebunden sind: Denn mit zunehmendem Alter nicht nur von Eltern, sondern zugleich von Kindern wird nun immer wahrscheinlicher, daß sich die Kinder bzw. Jugendlichen nicht mehr überwiegend reaktiv verhalten, sondern ihrerseits handelnd den Erziehungsstil und u. U. die Persönlichkeit ihrer Eltern modifizieren. Dabei ist keineswegs ausgemacht, daß diese Modifikation ähnlich wie vielleicht die im Zuge bestimmter Arbeitsprozesse nur als graduelle Verfestigung und dann weiter als inhaltlich gleichsinnige bezeichnet werden kann.

Um aber zunächst noch innerhalb der ersten Ebene, bei Untersuchungen zur Erwachsenensozialisation durch Arbeit (*Lempert* 1977; *Lempert, Hoff* und *Lappe* 1979) zu bleiben: Dort wird versucht, interindividuelle Unterschiede Erwachsener auf einzelnen Persönlichkeitsdimensionen mit den Unterschieden in einzelnen Arbeitsplatzmerkmalen zu erklären¹⁵. Dabei fehlt weitgehend die Reflexion darüber, daß eine derartige Erklärung interindividueller Differenzen ein Entwicklungs- oder Lernkonzept intraindividuelle Plastizität impliziert. Anders wäre es nicht einsichtig, warum fast ausschließlich mit persönlichkeitsdiagnostischen Instrumenten gearbeitet wird, deren ursprüngliche Konstruktion auf ganz entgegengesetzten Vorstellungen von statischen, also eigentlich extern nicht beeinflussbaren und stabilen inneren Eigenschaften der Person beruht. Wenn z.B. in der klassischen Studie *Kornhauser's* (1965) eine Persönlichkeitseigenschaft im engeren Sinne (d.h. keine Dimension im intellektuellen Bereich, sondern z.B. „trait“-anxiety) erfaßt wird, und wenn sie weiter in einem fragwürdigen „mental-health“-Wert mit anderen Persönlichkeitsdimensionen zusammengefaßt wird, so erscheint der Befund, daß unterschiedliche Arbeitsplätze mit unterschiedlicher „mental-health“ korrelieren umso eindrucksvoller, weil der Autor eigentlich mit der statischen Fassung von Persönlichkeit quasi gegen sich selbst

bzw. gegen seine Hauptthese gearbeitet hat. Während sich das Problem im Bereich intellektueller Dimensionen¹⁶ nicht derart scharf zu stellen scheint, wird es in neueren Untersuchungen zu anderen Bereichen vielleicht doch allmählich erkannt.

Abgesehen von der eigenen Studie sowie der (diesbezüglich aber weniger deutlichen) von *Beicht* u.a. wird in den anderen deutschen Arbeiten, in denen nun beide Hauptuntersuchungsebenen verknüpft werden, die Wahl der Person-Merkmale stärker von der zweiten, familialen Ebene her begründet. Daran mag es liegen, daß dann auch die statische Auffassung von Persönlichkeit bei Erwachsenen nicht mehr ausschließlich, wie in allen Studien zur Erwachsenensozialisation durch Arbeit, implizit bzw. hinter der Operationalisierung verborgen bleibt, sondern sogar mehr oder minder offen geäußert wird:

Bertram (1978, 74f.) verwendet einen objektiven Persönlichkeitstest, den 16-PF von *Cattell*. Er geht dabei aber gar nicht auf die persönlichkeitspsychologische Diskussion ein, die immerhin seit Anfang dieses Jahrzehnts von Einwänden zum mangelnden Kontextbezug und von interaktionistischen Positionen beherrscht wird¹⁷. Zwar registriert er: „Als zentraler Einwand gegen Verfahren dieser Art wird vorgebracht, sie seien nicht in der Lage, aktuelles Verhalten in konkreten Situationen zu prognostizieren“, fährt dann jedoch gleich fort: „Dieser Einwand kann berechtigt sein, trifft jedoch für uns nicht zu und u.E. auch nicht für den 16-PF. Denn die Sozialisations-effekte der psychosozialen Struktur sind nicht von den variierenden Situationen abhängig, in denen Eltern und Kinder agieren, sondern von den überdauernden Reaktionstendenzen, die die Eltern auch in unterschiedlichen Situationen zeigen“ (S. 75). Wenngleich *Bertram* also nicht von „Traits“ im Sinne psychischer Entitäten, sondern ähnlich der „eigenschaftsfreien“, behavioristischen Interpretation *Pawlik's* (1974) von fixierten Reaktionstendenzen ausgeht, bleibt unberücksichtigt, daß situative Variabilität als Ausdruck von (in Relation zu „Reaktionstendenzen“) übergeordneten Persönlichkeitsstrategien des Handelns begriffen werden kann. Aus interaktionistischer Sicht werden „Sozialisations-effekte“ gerade als abhängig von unterschiedlichen Kontexten gesehen.

Bei *Beuse* und *Körner* sowie bei *Steinkamp* und *Stief* stehen keine Persönlichkeitseigenschaften, sondern Attitüden im Vordergrund (d.h. allgemeine Einstellungen, Erziehungsziele – vielleicht für Psychologen etwas irreführend als „Persönlichkeitsvariablen“ bezeichnet). Der paradigmatische Kern ist aber im wesentlichen mit dem einer traitspsychologischen Konzeption identisch. Obwohl die Autoren ebenfalls kein völlig orthodoxes Konzept zugrunde legen, sondern mit Hinweis auf *Rokeach* differenzieren, sowie Analysen zur Einstellungs-Handlungs-Diskrepanz anführen, bleibt es bei der Grundannah-

me: Einstellungen . . . „spiegeln vermutlich ein dauerhaftes Syndrom konsistenter Dispositionen wider“ (S. 67), von denen auf die Konsistenz der Erziehungspraktiken geschlossen wird.

Bei *Wegner* erfolgt die Auswahl von Merkmalen der Eltern am deutlichsten von der zweiten Untersuchungsebene her. Die Erfassung von Erziehungsstilen wird ebenfalls (außer mit forschungsökonomischen Argumenten) damit begründet, daß diese Stile „relativ beständig“ oder „konstant“ blieben (1979, 106ff., 122). Damit wird also auch hier die Hauptthese auf der ersten Ebene, daß sich unterschiedliche Arbeitserfahrungen im unterschiedlichen Erziehungsstil auswirken, unterlaufen.

Am Gesamtaufbau dieser letzten Arbeit kann abschließend verdeutlicht werden, daß sich der Widerspruch in allen zuletzt genannten Studien auf die fehlende Diskussion der Heterogenität oder gar Inkompatibilität von Theorien zurückführen läßt: *Wegner* setzt an beim unterschiedlichen wissenschaftlichen Selbstverständnis innerhalb einer Disziplin, der Pädagogik, und führt dabei den Autonomiebegriff ein. Dann versucht er, diesen Begriff zu präzisieren und greift dazu auf psychologische sowie soziologische Theorietraditionen zurück. Psychoanalytische und kognitivistisch-entwicklungspsychologische Kategorien werden in solche der symbolisch-interaktionistischen Rollentheorie transferiert. Im weiteren Verlauf wird u.a. auch auf kommunikationstheoretische Ansätze Bezug genommen. In dem dann vom theoretischen Vorspann deutlich abgegrenzten Abschnitt zu Operationalisierung und Methodik werden jedoch die hier erforderlichen Konsequenzen aus den vorher referierten Ansätzen nicht einmal erwähnt. Stattdessen wird noch einmal Theorie eingebracht, die nun eigentlich forschungsleitend wird: einmal ein lerntheoretisches Modell und dann – schwerer als „theoretisch“ erkennbar, weil scheinbar nicht erklärend, sondern „nur“ deskriptiv – das statische Attitüden-Konzept. Im kritischen Resümee der Ergebnisse wird aber diese Theorienvielfalt als Kardinalproblem ansatzweise erkannt, so daß im Nachhinein die Transparenz der Schwächen zugleich als Vorzug dieser Studie erscheint. Allerdings könnte man dieses Resümee auch als Hinweis auf die Fruchtbarkeit eines quasi pluralistischen Nebeneinanders verschiedener Paradigmen und Methoden auffassen.

7 Zusammenfassung

Am Ende dieses Beitrages soll demgegenüber wiederholt werden: Das Nebeneinander verschiedener Theorien besonders innerhalb ein- und derselben Studie kann nicht uneingeschränkt und unter Verweis auf die Komplexität des Gegenstandes gut geheißt werden. Denn es er-

scheint verwirrend, ja in mancher Hinsicht auch unfruchtbar, solange diese Theorien nicht auf ihre Kompatibilität hin diskutiert worden sind. Dazu ist es notwendig, auf ihre paradigmatischen Annahmen zurückzugehen.

Zusammenfassend sei das hier zentrale Problem in seinen wichtigsten Erscheinungsformen und Konsequenzen für Studien zum Zusammenhang von Arbeitsbedingungen und familialer Sozialisation genannt:

- Am wichtigsten erscheint der Widerspruch zwischen der statischen Fassung von Persönlichkeit und der Annahme einer ständigen Interaktion von Person und Umwelt¹⁸.
- Dieser Widerspruch äußert sich auch als einer zwischen dem in Anspruch genommenen theoretischen Rahmen und der Ebene von Operationalisierung, Untersuchungsaufbau und Methodik.
- Er zeigt sich weiter zunächst *innerhalb der zweiten Untersuchungsebene* Familie. Wenn man annimmt, daß die intrapsychischen Strukturen von Eltern mit denen ihre Kinder interagieren – sei es, daß stärker eine einseitige Beeinflussung der Kinder durch die Eltern, sei es, daß eine wechselseitige Interaktion im situativ ineinander verschränkten Handeln beider Partner angenommen wird – so muß dem auch in der Dimensionierung und dynamisch-plastischen Fassung von Persönlichkeit Rechnung getragen werden. Auf die demgegenüber meist statische Fassung von Persönlichkeit besonders der Eltern, wobei Stabilität ausschließlich auf Konsistenz offenen Verhaltens gerichtet ist, wurden die Ergebnisse zur Diskrepanz von Einstellungen und Verhalten/Handeln bei Eltern sowie die fehlenden oder niedrigen Korrelationen zwischen Eltern und Kindern (z.B. im selbst- und fremdperzipierten Erziehungsstil) zurückgeführt.
- Die umwelt- bzw. kontextunabhängige Sichtweise und Operationalisierung erscheint auch *innerhalb der ersten Untersuchungsebene*, wo Persönlichkeit gleichwohl als von aktuellen Arbeitsbedingungen modifizierbar begriffen wird, problematisch. (In dem Zusammenhang wurde kurz auf Studien zur Erwachsenensozialisation verwiesen.) Auf diesen Widerspruch könnten die geringen Korrelationen zwischen Merkmalen des Arbeitsbereichs und denen der elterlichen Persönlichkeit oder Attitüden zurückgeführt werden.
- *Zwischen den Ebenen* zeigen sich zusätzliche Widersprüche, weil die statische Sichtweise von Persönlichkeit der Eltern nicht nur mit einer deterministischen Annahme, die auf beiden Ebenen gleichermaßen einseitig ist, kollidiert, sondern weil auf der ersten Ebene Persönlichkeit der Eltern als determiniert und auf der zweiten Ebene als Determinante gilt. Wenn die Dimensionierung nicht von der ersten Ebene her erfolgt und dann erst sinnvoll mit der Dimensionierung kindlicher Persönlichkeit verknüpft wird, und wenn ferner die diffe-

rentiell-psychologische Perspektive nicht für Kinder und Eltern gleichermaßen eng an eine entwicklungspsychologische gebunden wird, dann sind auch künftig nur geringe Korrelationen zwischen den Ebenen, zwischen aktuellen Arbeitserfahrungen und schließlich den Person-Merkmalen der Kinder zu erwarten.

Anmerkungen

- 1 In der sehr gründlichen Erfassung des Merkmalsbereichs Arbeit unterscheiden sich all diese Studien auch von der Untersuchung *Oevermanns* u.a. (1976) sowie der von *Lukesch* (1975).
- 2 In diesem Zusammenhang sei auf die neuere persönlichkeitspsychologische Diskussion zu Situationismus, Personalismus und Interaktionismus (vgl. *Endler* und *Magnusson* 1976) sowie auf den Ansatz *Riegels* (z.B. 1975) hingewiesen (vgl. *Hoff* 1979).
- 3 Erwähnt sei hier allerdings im Vorgriff auf die Arbeit von *Wegner*, daß die dort verwendeten Marburger Erziehungsskalen eine Ausnahme zu bilden scheinen. Denn es wird von einem einfachen, lerntheoretischen Modell ausgegangen und ein gegenüber dem Attitüdenkonzept scheinbar entgegengesetzter Standpunkt bezogen. Aber auch, wenn hier folgerichtig die eingeschliffenen Arten elterlicher Bekräftigung aus der Sicht der Kinder erfaßt werden, geht es doch weiterhin um lediglich anders begründete Konsistenz auf der Ebene beobachtbaren Verhaltens; und die Prüfung der Übereinstimmung zwischen einer derart verhaltensnäheren „Einstellung“ und dem „tatsächlichen“ Verhalten von Eltern (Müttern) erfolgt nicht anhand von Life-sondern von Labor-Situationen (vgl. z. B. den Überblick bei *Stapf* 1975).
- 4 Die Stichprobe der 266 Eltern wurde nach regionalen Statistiken und Schulkarteien in Göttingen und Hamburg so ausgewählt, daß überwiegend Arbeiter- und Angestelltenfamilien repräsentiert waren. Die Ehepartner wurden gleichzeitig aber getrennt interviewt. Zu den Merkmalen im Bereich Arbeit und ihrer Erfassung vgl. den folgenden Abschnitt (5).
- 5 Vgl. S. 136ff. und S. 134ff. sowie den Anhang. Unklar bleibt, warum er nicht nur den Versuch einer Adaption von Skalen für Kinder, sondern umgekehrt den einer Umformulierung der Marburger Skalen für Eltern unternahm; zumal bei Vätern und Müttern auf inhaltlich gleiche Formulierung Wert gelegt wurde (S. 190).
- 6 Für die Wahl des Alters der Kinder – 12 bis 13 Jahre (S. 196) – findet sich im übrigen keine Begründung bei *Wegner*, obwohl z.B. im theoretischen Vorspann ausführlich und kritisch auf die Stufenkonzepte *Piagets* und vor allem *Kohlbergs* eingegangen wird. Wenn die Wahl dieser Altersstufe nicht theoriegeleitet war, so bleibt nur die Vermutung, daß dabei vor allem das für dies Alter konstruierte Instrumentarium der Marburger Erziehungsskalen den Ausschlag gab.
- 7 Daß sich hier keine prinzipiellen Unterschiede zu den anderen Studien zeigen, war eingangs erwähnt worden.
- 8 Die faktorenanalytische Strukturierung der 93 Items ergab folgende Dimensionen: Intellektuelle Anforderungen vor allem im interpersonellen Be-

reich; Arbeitszufriedenheit; körperliche Anforderungen; zeitlicher Dispositionsspielraum und Selbständigkeit; Überwachung; Weisungsbefugnis/Ersetzbarkeit; räumlicher Dispositionsspielraum; Streß und Ausnutzung.

- 9 Angemerkt sei, daß alle einschlägigen Studien in diesem Punkt übereinstimmen.
- 10 Sie tendieren allerdings durchweg in Richtung der seit *Kohn* bekannten Ergebnisse.
- 11 Da wir begründet auf standardisierte Instrumente z. B. zum Erziehungsstil verzichtet hatten, ließ auch die quantitative Verarbeitung nicht wie in anderen Studien exakte Aussagen über die Höhe von Korrelationen zwischen den Hauptvariablen zu.
- 12 Im übrigen ist es inzwischen z. B. auch in der Erziehungsstilforschung ein Allgemeinplatz, daß Kinder ihrerseits den „Stil“ der Eltern bestimmen.
- 13 Vor allem „organismische“ Theorien (vgl. *Reese* und *Overton* 1970) wären zu diskutieren, denn hier liegt der Schwerpunkt der Arbeit von *Bertram*.
- 14 So, wie sie in der statischen Fassung von Traits und Attitüden (und in der klassischen Testtheorie) enthalten ist. Erinnert sei an die vorherige Bemerkung (Kap. 3) zu einer davon begrifflich abgegrenzten Kontinuität. Denkbar wären hier auch sehr differenzierte Zusatzhypothesen zur intrapsychischen Dynamik Erwachsener etwa auf der Basis einer Unterscheidung zwischen Kompetenz und Performanz; d. h. zwischen einer tiefer liegenden Ebene universeller Strukturen und einer oberflächlichen, phänotypischen Ebene von Handeln. Gleichwohl wäre dann die Variation auf der zweiten Ebene nicht nur von einem jeweils erreichten, internen Strukturniveau her, sondern auch von externen Bedingungen her erklärungsbedürftig.
- 15 Es geht also nicht um die sicherlich diskussionswürdige Frage, ob die gesamtgesellschaftlich entscheidende Tatsache von Lohnarbeit überhaupt für die Mehrzahl der Bevölkerung bewußtseinsrelevanter ist als etwa der konkrete, unterschiedliche Arbeitsinhalt; das würde Untersuchungen auf einer ganz anderen Ebene, nämlich einer gesellschaftsvergleichenden erfordern.
- 16 Hier liegt u. a. das Hauptgewicht der neueren Arbeiten von *Kohn* und Mitarbeitern (z. B. *Kohn* und *Schooler* 1973) sowie das der einzigen deutschen Studie (*Schleicher* 1973).
- 17 Angeregt besonders durch die Beiträge *Mischels* (vgl. *Endler* und *Magnusson* 1976).
- 18 Es wurde auf die persönlichkeitspsychologische Unterscheidung zwischen einem situationistischen (mechanistischen) und einem personalistischen Paradigma verwiesen. Unberücksichtigt blieb die entwicklungspsychologische Unterscheidung zwischen einem mechanistischen und einem organismischen Modell. Möglicherweise läßt sich die Inkompatibilität zwischen den Extrempositionen in beiden Bereichen gleichermaßen in einem übergeordneten dialektisch-interaktionistischen Paradigma auflösen.

Ökologie und menschliche Entwicklung in soziologischer Sicht – Elemente einer pragmatisch-ökologischen Sozialisationsforschung¹

Kurt Lüscher

1 Ökologie und Sozialisation

1.1 Umschreibung der Begriffe

Der Mensch lebt in ständiger Auseinandersetzung mit seiner Umwelt. Dabei macht er Erfahrungen, die sich kumulieren und die Grundlage relativ dauerhafter Verhaltensweisen sind, die wiederum den künftigen Umgang mit der Umwelt beeinflussen, eingeschlossen die Wahl und die Gestaltung der Umwelt. Dieser Sachverhalt bildet die Grundlage der Entwicklung individueller und kollektiver Identitäten; er fällt in den Sozialwissenschaften unter den Begriff der Sozialisation².

Der Begriff der Ökologie leitet sich aus dem griechischen Wort „oikos“ ab, das Haus, Heimat, Haushalt bedeutet. Als wissenschaftlicher Terminus wurde er im 19. Jahrhundert in der Biologie verwendet, insbesondere um das Studium der Anpassung der Organismen an die Umwelt zu bezeichnen. Neuere Umschreibungen nehmen eine Ausweitung des Begriffes vor, so *Kühnelt* (1970, 17), der unter Ökologie „die Lehre von den Wechselbeziehungen zwischen Organismen und Umwelt“ versteht. Ein derartiges Verständnis bildet auch den Rahmen einer soziologischen Umschreibung. Die anthropologischen Gegebenheiten legen allerdings nahe, die Tätigkeit der Menschen zur aktiven Auseinandersetzung mit ihren Umwelten und zu deren Gestaltung besonders hervorzuheben. – In einem gewissen Sinne geht das soziologische Verständnis von Ökologie auf die ursprüngliche Bedeutung zurück, wobei nach heutiger Auffassung der „Haushalt“ aber keine von der Natur oder von Gott vorgegebene Lebensform ist, sondern eine solche, die dem geschichtlichen Wandel unterliegt. Es bietet sich darum an, in einer solchermaßen verstandenen ökologischen Sozialisationsforschung die historische Betrachtungsweise mit einzubeziehen.

Ausgangspunkt der Sozialisationsforschung ist die anthropologisch gegebene Tatsache, daß der menschliche Nachwuchs, um über-